

FORUM

Supervision

Wandel der gesellschaftlichen Über- Ich-Strukturen

Wolfgang Schmidbauer

Hermann Steinkamp

Annemarie Bauer

Manuela Kleine

Barbara Riehn-Casarrubia

Christian Löhr

Katharina Gröning

Miriam Bredemann

Hans-Peter Griewatz

„Wandel der Über-Ich-Strukturen“

Tagungsbericht der Theoriereihe „Reflexive Supervision“ vom 16. November 2013 an der Universität Bielefeld, Fakultät für Erziehungswissenschaft, Weiterbildender Masterstudiengang Supervision & Beratung

Am 16. November 2013 fand die Theoriereihe „Reflexive Supervision“ mit dem Thema „Wandel der Über-Ich-Strukturen“ statt. Prof'in Dr. Katharina Gröning konnte hierfür Dr. Wolfgang Schmidbauer gewinnen, der sich durch seine vielfältigen Publikationen in die Mentalitätsgeschichte der Sozialen Arbeit, der Psychotherapie und Paartherapie als auch der Supervision eingeschrieben hat. Sein 1977 erschienenes Buch „Hilflose Helfer“ und der von ihm geprägte Begriff vom „Helfersyndrom“ sind als geflügelte Wörter zur (sozialpädagogischen) Alltagssprache geworden, oft kritisiert, aber noch öfter missverstanden: missverstanden und aus dem Kontext gerissen deshalb, weil es so verstanden wurde, als seien ErzieherInnen und SozialarbeiterInnen, Streetworker und Frauenberaterinnen „an sich“ neurotische Persönlichkeiten, die letztlich ihre soziale Arbeit aus egoistischen Motiven ausführen, um ihre eigenen psychischen Deformationen zu kompensieren. In Wahrheit ging es ihm jedoch darum,

„die besonderen seelischen Risiken der helfenden Berufe genauer zu erkennen, nicht zuletzt aus psychohygienischen Gründen.“

(<http://www.wolfgang-schmidbauer.de/die-hilflosen-helfer-161/> - Stand 02.01.2014)

Das Thema der Tagung „Wandel der Über-Ich-Strukturen“ bot nun die Möglichkeit, diesem Gesichtspunkt noch einmal unter einem anderen Akzent nachzugehen. Gleichzeitig schloss die Tagung thematisch an die voran gegangenen Tagungen an.

Nach einer kurzen Begrüßung eröffnet Prof'in Dr. Katharina Gröning die Tagung mit ihrem Vortrag über das Verhältnis von Arbeit und Würde. Anhand Jürgen Links Normalismustheorie analysiert sie die Arbeitswelt bis in die 1970er Jahre als „protonormalistisch“. Diese ist durch starre gesellschaftliche Strukturen gekennzeichnet, die der strukturfunktionalistische Sicht Talcott Parsons entspricht. In ihm werden die Normalitätszonen komprimiert und stabilisiert. Sie entsprechen - mit Foucault gesprochen - der alten Disziplinarmacht. Schutzbedürftigkeit hat innerhalb dieser rigiden Normalitätsgrenzen keinen Ort und wird als Tabu ins "Außen" verlegt. Menschen mit sichtbaren Beeinträchtigungen oder abweichendem Verhalten werden eingesperrt. Die Unterscheidung normal/nicht-normal orientiert sich an eindeutigen Merkmalen und Urteilen. Ärzte, Psychologen, Pädagogen und andere so genannte helfende Berufe stellen in Behandlung, Beratung, Unterricht und Erziehung "Normalität" her bzw. es werden durch ihre Interventionen "Normallagen" konstruiert, die es (wieder-)herzustellen gilt.

Der „Normalismus“ bezieht sich – ganz im Sinne Michel Foucaults – auf gesellschaftliche Dispositive. Dispositive entstehen durch Diskurse und Praktiken, sowohl im Zentrum als auch in der Peripherie, und sie entstehen durch die Verdatung der Welt. Seit dem Zeitalter der Aufklärung hat sich Politik immer mehr zur Biopolitik entwickelt, d.h., sie hat es mit großen Bevölkerungsschichten zu tun, deren Leben durch Institutionen und Organisationen reguliert und kontrolliert wird. Die Gesellschaft basiert auf statistischen Mittelwerten, ganz im Sinne der Gauß'schen Normalverteilung, und stellt damit Normalität her.

"Normalität", so Links These,

"setzt nämlich ganz wesentlich statistische Dispositive voraus und wird in Bezug auf Durchschnitte und andere statistische Größen definiert. Wenn man mit diesem Definitivkriterium Ernst macht, gibt es - anders formuliert - 'Normalitäten', strictu sensu nur in verdateten Gesellschaften, nur in Kulturen, die sich selbst kontinuierlich, routinemäßig, flächendeckend und institutionell statistisch transparent machen." (Link 1999, zit. n. Hirschberg 2003: 119)

Jürgen Link unterscheidet den oben schon erwähnten 'Protonormalismus' vom 'flexiblen Normalismus'. Protonormalismus nennt er normalistische Strategien

„mit engem Normalspektrum, breiten Bereichen der Anormalität und massiven Normalitätsgrenzen.“

(http://www.uni-siegen.de/phil/demokratie_und_kapitalismus/downloads/delhi_krise_dt.pdf Stand 17.02.2014)

Dem gegenüber zielt die flexibel-normalistische Strategie auf maximale Expandierung und Dynamisierung der Normalitäts-Zonen. Normalistische Normen werden nicht als Regeln gesetzt, sondern bilden sich durch die verschiedenen Verhaltensweisen innerhalb einer Gesellschaft. Sie sind "weicher" und lassen mehr Abweichungen zu. Link vergleicht sie diachron mit einer endlos wachsenden Schlange, bei der sich Normalitäten verschieben (können). Die alten rigiden normativen Normen ließen sich nicht mehr halten. Gröning nennt als Gründe u.a. den Kinsey-Report, die Frauenbewegung, die 68er Studentenrevolte und die Erfahrungen aus den beiden Weltkriegen, die diesen „Normalitätswandel“ mit hervorgerufen haben. Und uns erscheint diese Vorstellung auch sympathischer, weil sie mehr unserem Selbstbild und unserem Lebensgefühl als selbst bestimmtem Individuum entspricht. Aber es liegt hierin auch eine Gefahr, die auf "Taubenfüßen" (Nietzsche) daherkommt und deshalb unbemerkt bleibt. Die "Mikrophysik der Macht" (Foucault) verlegt das, was Normalität sein soll, als Wissen-Macht-Dispositive in die Subjekte. Diese Dispositive bleiben unhinterfragt, weil sie "unter die Haut" (Bourdieu) gehen. Wo also endet das souveräne Subjekt (das Telos der Aufklärung) und wo beginnt das selbst organisierte, sich selbst regierende Selbst? Oder sind beide letztlich die zwei Seiten derselben Medaille?

Aber im flexiblen Normalismus stecken noch andere Gefahren, die laut Gröning vom Thatcherismus der 1980er Jahre ausgeht. Seither hat es einen massiven Wandel von Arbeitsnormen und der Arbeitskultur gegeben. Der Faktor Arbeit wurde flexibilisiert und ging gleichzeitig mit einem Abstieg der Professionen einher (einzig die Ärzte haben sich gewehrt und sind auf die Straße gegangen).

Weitere Aspekte sind die gesellschaftlichen Beschleunigungen, denen Hartmut Rosa auf der Spur ist, und die damit einhergehende Menschenökonomie. Das menschliche Leben ist von einer kreisförmigen Bewegung (Lebenszyklus) zu einer linearen Bewegung (Karriere, Lebenswerk) übergegangen. Bildung und Erziehung zielen auf die Vorbereitung eines Berufs und auf ein ökonomisches Leben. Die Lebenskunst besteht in der Synchronisierungsleistung von Arbeit und Leben. Hiervon zeugen auch die politischen Debatten der letzten Zeit, in denen es immer wieder genau um diese Synchronisierungsleistungen ging und wie diese am besten hergestellt werden können (mit welchen Steuerungsmitteln kann z.B. die Vereinbarkeit von Beruf und Familie hergestellt werden?).

Unter diesen gesellschaftlichen Veränderungen stellt sich – aus psychoanalytischer Sicht - die

Frage, ob sich damit auch die Über-Ich-Strukturen gewandelt haben und wenn ja, wie? Und hat sich tatsächlich die STRUKTUR des Über-Ich gewandelt, d.h. seine Form und Wirkungsweise, oder haben sich lediglich die „Inhalte“ des Über-Ich gewandelt? Oder wandelt sich mit dem Inhalt auch die Struktur?

Zu Beginn seines Vortrags stellt Wolfgang Schmidbauer die ketzerische Frage, ob es Über-Ich-Strukturen überhaupt gibt und ob es sie überhaupt je gegeben habe. Handelt es sich hierbei nicht vielmehr um eine Erfindung, die sich am Bild des protestantischen Pfarrhauses orientiert, das dem Einzelnen im Gewissen die Verantwortung auferlegt? Waren es nicht gerade die rigiden gesellschaftlichen Strukturen mit ihrer rigiden Sexualmoral zu Freuds Zeiten, unter denen seine Patienten besonders gelitten haben? Das Über-Ich als internalisierte rigide Normen der Eltern im Sinne einer protonormalistischen Norm?

In seiner I. Topik stellte Sigmund Freud dem Lustprinzip das Realitätsprinzip, den Sexualtrieben die Ich-Triebe gegenüber. Mit der II. Topik, dem so genannten Struktur- oder Instanzenmodell, hat Freud dann ein dynamisches Modell des Unbewussten entwickelt, das er mit dem I. topischen Modell nicht mehr abbilden konnte (er selbst verwendete übrigens keinen dieser Begriffe). In ihm bildet er die Begriffe des Es, des Ich und des Über-Ich. Alle drei Instanzen reichen ins Unbewusste. Auch das Über-Ich hat triebhafte Qualitäten und antwortet auf die "Anwürfe" des Es. Schmidbauer nennt hier die Fehlleistungen, die nicht einfach passieren, sondern zeigen: er/sie wollte verraten oder erwischt werden.

Das Über-Ich beinhaltet mehr als diese oder jene Mahnung: die Autorität des Gewissens und der Tradition ist ein Appell, ein Ruf (des Gewissens) zum Selbstsein und Selbstwerden, in ihm ist die Fähigkeit zur Selbstbeobachtung angelegt und damit zur eigenen Identität. Mit dem Untergang des Ödipus, der nach Melanie Klein und Otto Kernberg viel früher, als von Freud bezeichnet, einsetzt und auch viel länger anhält, spaltet das Kind in gute Mutter - böse Mutter, gutes Objekt - böses Objekt. Das Kind liebt und zerstört den Teddybär gleichermaßen. Durch die Trennung von der Mutter wird es sich erst seiner Liebe zu ihr "bewusst". Ein gesundes Kind kann beide Seinsweisen der Mutter in der so genannten "depressiven Position" integrieren. Diese depressive Position muss zwischen Wunsch und Versagung immer wieder neu in der dynamischen Auseinandersetzung mit der Um- und Mitwelt hergestellt werden, z.B. auch mit Humor. Humor schafft Abstand: im Humor erkennt man den vergeblichen Versuch, das Absolutgute zu erreichen, während man das Teilgute verachtet oder gar nicht wahrnimmt.

Was bedeutet dies jedoch, wenn das Über-Ich der Eltern nicht mehr die strenge „protestantische Ethik“ ist, sondern wenn den ES-Trieben „gehuldigt“ wird wie dem Goldenen Kalb (2. Mose 32, 1-4) während des Auszugs der Israeliten aus Ägypten, als Mose auf dem Berg Sinai die Tafel mit den Zehn Geboten erhielt – auch dies ein Sinnbild für unsere (post-)moderne Zeit. Kinder sollten Versagungen durchleben, um zu lernen, dass Wünsche nicht sofort erfüllt werden und dass Wünsche mit Versagungen zu tun haben, indem man sie sich erarbeitet. Es ist eine klinische Wahrheit: Kinder kommunizieren mit dem Über-Ich der Eltern – das sind die irrationalen Komponenten des Schuld- und Schamgefühls. Aber was ist, wenn diese Eltern ihre Über-Ich-Strukturen verloren haben und stattdessen die kapitalistische Konsumgesellschaft die totale Verwöhnung als die alles versorgende „gute“ Mutter übernimmt? Der Computer befeuert unsere regressiven Größenwahnphantasien, die durch die Medien stimuliert werden. Kränkungen und Versagungen werden nicht mehr ver- oder überwunden, sondern mit Konsum „zu-

gedeckt". Die mangelnden Über-Ich-Strukturen haben zu dem Narzissmus der heutigen Zeit geführt (*"Unter'm Strich zähl' ich"*).

Auf der anderen Seite – und das ist vielleicht das Dramatische – etabliert sich eine rigider werdende Arbeitswelt, in der der Druck auf Mitarbeiter steigt, in der die Arbeit verdichtet und fragmentiert wird und Arbeitszeiten flexibilisiert werden. Langjährige Verdienste um eine Firma werden nicht mehr anerkannt und führen zu Kränkungen, insbesondere wenn sie mit ihrer Freisetzung, sprich Kündigung "belohnt" werden. Gleichzeitig – so Gröning – nagt die Moderne an den Professionen. Es findet derzeit eine Entprofessionalisierung der Berufe und ihrer habituellen Positionen bei gleichzeitiger Aufwertung der Führungskräfte (siehe den Bankensektor mit ihren Boni) statt. Diese rigider werdende Arbeitswelt wird durch die Konsumgesellschaft und ihren regressiven Versprechungen abgespalten. Wollen wir uns damit abfinden, dass einige Wenige in der Dekadenz eines unermesslichen Reichtums schwimmen – gleichsam wie im französischen Absolutismus des 18. Jahrhunderts – während die Vielen - überspitzt gesagt - mit billigen Doku-Soaps abgespeist werden. Der Run auf die besten Plätze hat begonnen und hinter sich wird die Tür geschlossen: *"Wir müssen draußen bleiben!"*

In der rigiden moralischen Zeit des ausgehenden viktorianischen Zeitalters beschäftigte sich die Psychoanalyse mit dem (unterdrückten) ES, während des Aufkommens der Massenbewegungen (kulturell: Massenmedien wie der (Hollywood-) Film und das Radio; politisch: der Bolschewismus und der Nationalsozialismus) beschäftigte sie sich mit dem ICH und nun im Zeitalter der Konsumgesellschaft mit den Über-Ich-Strukturen. Niemand wünscht sich die rigide Moral (den Protonormalismus), die sich letztlich als Doppelmoral herausgestellt hat, und die brutale Bigotterie zurück, die Michael Haneke so eindrucksvoll in seinem Film "Das weiße Band" am Vorabend des Ersten Weltkriegs zeigt, und wir ahnen, dass diese gesellschaftlichen Zustände mit verantwortlich sein werden für das Dritte Reich. Dennoch entstehen Kulturleistungen durch Versagung, durch Sublimierung und Triebverzicht. Die individuelle (Konsum-)Freiheit – so Freud – schafft keine Kultur. Der flexible Normalismus unserer Zeit entbindet uns nicht davon, ethische Normen auszubilden. Normen zu internalisieren bedeutet, eine Über-Ich-Struktur aufzubauen, oder etwas antiquiert ausgedrückt, eine Haltung zu entwickeln oder eine Charakterbildung zu durchlaufen. Dies schließt an den von Aristoteles entwickelten Polisgedanken an, der auf der Arete, den Tugenden oder der "Tauglichkeit" der Menschen als politisches Lebewesen (Zoon Politikon) basiert. Diese Tugenden sind quasi a priori die Stütze des Gemeinwesens und auf es gerichtet. Unter diesem Gesichtspunkt wäre es interessant, die individualistische Moral, die wir seit Kant und der Aufklärung favorisieren, erneut zu befragen. Wenn unsere eigene Identität allererst durch Interaktion mit dem anderen entsteht, liegt es nahe, eine Moral von diesem anderen aus zu formulieren. Die Ironie der derzeitigen gesellschaftlichen Entwicklung liegt aus meiner Sicht darin, dass wir durch unsere regressiven Konsumwünsche gerade die Grundlagen zerstören, die für ihre Herstellung unentbehrlich sind.

Was bedeutet dies nun für die Supervision? Wie begreifen wir Supervisoren den gesellschaftlichen Wandel vom protestantischen Pfarrhaus zur Konsumgesellschaft, die – nebenbei gesagt – laut Max Weber der protestantischen Ethik entsprungen ist? Supervision hat es mit den gesellschaftlichen Veränderungen zu tun und damit auch mit sich verändernden Über-Ich-Strukturen. Als Beispiel soll hier das so genannte "Supervisorencasting" stehen. In ihm sieht Schmidbauer einen "kannibalischen Akt", in dem der "leckere Supervisor" verspeist und – um im Bild zu blei-

ben – einverleibt wird. Damit wird ihm von vorneherein die Möglichkeit genommen, den Blick des Dritten einzunehmen, d.h. kritisch die Organisation und ihre Arbeitsbedingungen zu reflektieren und anzusprechen: Hauptsache, die Chemie stimmt, wie Schmidbauer an anderer Stelle sagt. Damit wird die Arbeit am Widerstand unmöglich. Hier gilt es immer wieder, die eigene Aufgabe und Rolle des Supervisors auf diesem gesellschaftlichen Hintergrund zu reflektieren, denn auch Supervisionsprozesse werden zunehmend der Systemlogik unterworfen. Sie sollen schnell und effizient, zielführend und lösungsorientiert sein – bei gleichzeitig entlastender Wellness-wohlühl-Atmosphäre. Supervision sollte sich daher als Kampf (Gröning im Anschluss an Honneth) bzw. Ringen (Schmidbauer) um die depressive Position auszeichnen: anerkennen, dass es Licht und Schatten gibt. Sie sollte sich als Kulturleistung verstehen, bei der es einer gewissen Anstrengung bedarf, Konflikte im Sinne der Polis zu bearbeiten und einander widersprechende Überzeugungen dialogisch auszuhandeln. Die Supervision als einen Weg zur Eubulia, zur Wohlberatenheit, zu verstehen und gegenüber den Institutionen und Supervisanden zu vertreten und stark zu machen, wäre Aufgabe der Supervisoren. Denn die Wohlberatenheit ist eine Form der politischen Klugheit (Phronesis), im Sinne des Ganzen Entscheidungen zu treffen, nach denen dann gehandelt werden kann.

In den anschließenden Resonanzgruppen sind wir insbesondere den Fragen der gesellschaftlichen Veränderungen nachgegangen und haben sie mit dem Konzept des Über-Ich in Verbindung gebracht. Immer wieder wurde damit auch der Anschluss zu den vorherigen Tagungen der Reflexiven Supervision hergestellt: ein Transfer zu Wilhelm Heitmeyer (Autoritärer Kapitalismus, rohe Bürgerlichkeit, Anerkennung), Elisabeth Rohr (Ethnopsycholanalyse) und Peter Friedrich (Michel Foucault), die einen je eigenen Blick auf den gesellschaftlichen Wandel in den "Reflexiven Supervisionen" geworfen haben.

Denn es geht einerseits – wie Hegel sagt – darum, die Welt in seiner Zeit zu begreifen und andererseits darum – wie Marx sagt – die Welt zu verändern.

Zu der nächsten Tagung "Herausforderungen – neue Normalitäten in der Krise?" im März 2014 ist Jürgen Link eingeladen. Damit ergibt sich die Möglichkeit, sich noch einmal vertieft mit seinen normalismustheoretischen Überlegungen auseinanderzusetzen.

Literatur

- Hirschberg, M. (2013): Normalität und Behinderung in den Klassifikationen der Weltgesundheitsorganisation, in: Waldschmidt, Anne (Hrsg.). Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Disability Studies. Tagesdokumentation, Kassel: bifos-Schriftenreihe, S. 117-128.